



(18)

Die verheerete Stadt.

Copyright by Georg Müller Verlag A.-G. München.

Eine bettere Spießbüben-Geschichte von
Karl Ettlinger.

Nun, da er als gereifter Mann vor dem Bilde seiner Mutter stand, stürmten heiße Sehnsucht und wehmütiger Schmerz auf ihn ein.

„Wie schön warst du, Mutter!“ flüsterte er.

Und nach einer Weile: „Wie anders wäre wohl mein Leben verlaufen, wenn du mir zur Seite gestanden hättest!“

Aber dann riß er sich plötzlich von dem Kublick des Bildes los, wachte sich kräftig ins Ohr. „Nicht weich werden, Junge! Bist ein alter Seeräuber, der sich mit Gott und dem Teufel herumgeschlagen hat, und willst nun gar stinnen? Nichts da, Edi, Tränen sind eine verdamnte Flüssigkeit, schärfer als der schärfste Whisky — Kopf hoch und Puls ruhig!“

Aber so schnell — zu seiner Ehre sei es gesagt — gelang es ihm nicht, sich wieder zu fassen.

Daf der Dieb das Bild über den Schreibtisch gehängt hatte, empfand er keineswegs als Entweihung. Im Gegenteil, er fühlte sich ihm dankbar, daß er dem Bilde diesen Ehrenplatz eingeräumt hatte, statt es mit der übrigen Beute bei irgendeinem Händler zu Geld zu machen.

Hätte der Räuber in diesem Augenblick vor ihm gestanden, Eduard Bohnkraut hätte zu ihm gesagt: „Flich! Fliche schleunigst, um halb eins will man dich verhaften! Und reich judor vor diesem Bilde ein Vater-unser, denn nur ihm verdankst du deine Rettung!“

„Ich muß eine Pfeife Tabak rauchen, damit ich wieder ins Gleichgewicht komme!“

Er griff nach dem Rockschloß, in dem er stets den Tabakbeutel trug, — seine Hand fuhr jäh zurück.

„Teufel, nun hab' ich den Tabakbeutel vergessen!“

Aber das war doch nicht möglich? Er erinnerte sich genau, ihn beim Weggehen bis zum Plagen vollgestopft zu haben. Sollte er in der Aufregung das wichtige Requisite zu Hause liegen gelassen haben? Oder hatte er ihn unterwegs verloren?

Vergerlich! Verflügt ärgerlich!

Er sah sich in Martins Zimmer um. Eigentlich war es ganz behaglich hier. Verbrecherhöhlen stellt man sich laudläufig etwas anders vor.

Was mochte in dem Kleiderschrank sein, an dem leichtsinniger Weise der Schlüssel steckte?

Ah, der berühmte helle Sommeranzug! Uebermäßig vorsichtig war Meier III bei all seiner Raffiniertheit nicht!

Er mußte wieder das Bild ansehen.

„Mutter, was würdest du wohl zu der Szene sagen, die sich um halb eins hier abgespielt wird? Vielleicht würdest du mir recht geben, vielleicht aber auch ließe dich dein weiches, stets zum Verfohnen bereitcs Frauenherz sprechen: Eduard, mein Junge, du handelst nicht schön! Ueberlasse du das Denunzieren, das Richten und Stabbrechen denen, deren Amt es ist! Denke daran, daß auch dieser Verbrecher eine Mutter gehabt hat! Oder sie vielleicht noch hat! Wie willst du ihre Tränen beantworten?“

„Vielleicht auch ist er ohne Mutterliebe aufgewachsen, hat keine Mutter nicht einmal so lange besessen, wie du mich? Ja, so wird es sein, sonst hätte er wohl nicht mein Bild so treulich behütet! Was weißt du von seiner Jugend, seinem Werdegang? Warst du selber immer ein Tugendsohd?? Bist du drüben in Amerika, als es dir so schlecht ging, gar so weit vom Abgrund des Verbrechens entfernt gewesen? Was wäre aus dir geworden, wenn dir dein Vater damals nicht die tausend Dollars für eine alte Schuhbürste geschickt hätte?“

Eduard, jedes Land hat seine besonderen, geschriebenen Gesetze, aber die ungeschriebenen Gesetze sind international, und sie sind heiliger. Spiele nicht den Sittenrichter auf Kosten deines Gewissens! . . .“

Eduard stöhnte auf.

„Wenn ich nur eine Pfeife Tabak hätte, daß ich einen klaren Kopf bekomme!“

Er setzte sich an den Schreibtisch und hielt Umschau. An der mittleren Schieblade steckte der Schlüssel. Ob er öffnete?

Warum nicht? Zum Glück, dazu war er doch gekommen. — Wieviel Uhr war es

denn? — Er verdümmelte noch mit seiner Gefühlsduselei die kostbarste Zeit! —

Mit entschlossenem Rud riß er das Fach auf.

Ein dickes Heft mit steifem Umschlag fiel ihm in die Hände.

„Mein Tagebuch“ stand darauf. In Rechtsanwält Meiers Handschrift.

Ah, das war interessant!

Eduard stieß einen Schrei des Entzückens aus; der kleine dicke Mann war in diesem Augenblick einer glückenden Henne nicht unähnlich.

Nun mußte er authentische Aufklärung über den Diebstahl seines Hauses erhalten! Und wohl noch über ein halbes Hundert ähnlicher Gaunerstücke.

Unglaubliche Unvorsichtigkeit, seine Missetaten schriftlich aufzuzeichnen und sie unverschlossen herumliegen zu lassen! So sicher konnte sich doch der Spießbube nach allem, was er auf dem Herdholze hatte, unmöglich fühlen!

Weiß Gott, wenn man das Benehmen dieses Meier III zusammenfaßte, konnte man beinahe auf die Vermutung kommen, er habe es geradezu darauf angelegt, erwischt zu werden.

Am Ende hatte er es aus irgendeinem Grunde darauf abgesehen, sich und seine Genossen zu verraten?

Aber damit stand wiederum das anmaßende Sicherheitsgefühl im Widerspruch, das er bei seinen Telephongesprächen und in seinen übrigen Lebenszeichen so herausfordernd zur Schau trug.

Oder hatte man es mit einem Geistesfranken zu tun?

— Merkwürdig: Auf den Gedanken, dieses Tagebuch könne zur Irreführung des Rinders fungiert sein, kam Eduard gar nicht. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß alles, was er nun lesen würde, durchaus der Wahrheit entspreche. Und sein Instinkt traf das Richtige: das Tagebuch war in der Tat eine getreue Beichte des Verbrechers, oder, da jede Reue fehlte, besser gesagt ein aufrichtiges schriftliches Selbstgespräch.

Eduard Bohnkraut schlug das Heft auf.

Auf der ersten Innenseite war in großen sauberen Lettern der Titel wiederholt: „Mein Tagebuch“.

Darunter stand eingeklammert und in kleineren Buchstaben: „Aus dem Leben eines Gleichgültigen“.

Eduard stützte einen Augenblick. Sollte das bedeuten: eines Menschen, der der Menschheit gleichgültig sein kann, oder war der Sinn: eines Menschen, dem alles gleichgültig geworden ist?

„Hätte ich nur was zum Paffen! Lesen ohne rauchen — zu dumm!“

Im, da neben dem Tintensatz steht eine Tabasschachtel. Ob ich — — —?

Er streckte die Hand danach aus, zog sie aber wieder zurück. „Edi, das wäre Diebstahl!“

„Ach Unsinn! Der Kerl hat mir ein dreistöckiges Haus gestohlen, und ich sollte mich nicht einmal mit einer Pfeife Tabak kadlos halten dürfen? Wäre ja noch schöner!“

Er stopfte sich die Pfeife, zündete an, tat einen Zug.

„Ausgezeichnetes Kraut raucht der Bagabund! Na ja, Spitzbuben können sichs leisten!“

Und er begann zu lesen.

Ich beginne dieses Tagebuch an meinem dreißigsten Geburtstag. Ein Alter, in dem sich für die meisten Männer die Schleusen des Lebens erst öffnen. Ich aber habe mit dem Leben abgeschlossen. Wie großartig das

klings! Aber ich sage es ohne jedes Pathos. Mein Leben hat einen Knax, unheilbar.

Langsam muß der Mensch von Kind auf zur Selbständigkeit erzogen werden, — mir hat das Schicksal einen Stoß in den Rücken gegeben, daß ich taumelte, hinfiel und meine Seele gefährlich verletzt wurde. Seitdem hinkt sie.

Möglicherweise ist das auch eine dumme Ausrede vor mir selbst, die sich mein bequemeres Gewissen zurechtlegte, — damals, als ich noch eines hatte. Vielleicht bin ich von Geburt aus ein Verbrecher, vielleicht war irgendeiner meiner Vorfahren ein Räuberhauptmann, und dieses Erbteil kommt nun plötzlich bei mir wieder zum Vorschein, nachdem es so und so viele Generationen übersprungen hat?

Ich weiß es nicht, und es ist auch gleichgültig.

Die Namen meiner Eltern und meinen Geburtsort verschweige ich. Ich will ihnen die Schande nicht antun, sie zu nennen.

Ob meine Eltern diese Rücksicht verdienen? Ich glaube, nein.

Sie haben mich, als ich zum erstenmale vom Gericht verurteilt wurde, aufgegeben: „Du bist unser Sohn nicht mehr!“ Das hätten sie nicht tun dürfen.

Wenn ich einen Sohn hätte, ich würde für ihn der ganzen Welt trotzen. Ich würde lieber mit ihm zu Grunde gehen, als ohne ihn glücklich sein. (Was ist das, „Glücklich sein“?)

Aber die Angst um die bürgerliche Wert-

schätzung, um die Gesellschaftsfähigkeit hat in diesem anspruchsvollen Europa die Stimme des Blutes erstickt. Kultur nennt man das, wenn ich nicht irre. Eine kulturlose Hundemutter ist mir lieber, als die Fortpflanzungspuppen der „guten Gesellschaft“.

Ich habe dieses Paß eine Zeitlang gehaßt, jetzt verlache ich es. Der paragraphierte Tarif der Wohlstandigkeit, nach dem sich die Menschen einzuschäpen pflegen, ist für mein Gefühl von überwältigender Komik.

„Sind Sie vorbestraft?“ frug mich in Gotha einmal der Richter

„Danke der Nachfrage!“ antwortete ich. „Hinreichend. Aber das hebt sich auf: ich habe kurz vor meiner Verhaftung einem hungernden Kind, um das sich keiner von den nichtvorbestraften Passanten kümmerte, ein Mittagessen bezahlt.“

Und ich bekam für diese Antwort eine Ordnungsstrafe wegen ungebührlichen Benehmens vor Gericht.

Aber ich sehe, daß ich ohne Disposition schreibe. Das taugt nichts. Ich komme vom Hundertsten ins Tausendste. Ich will der Reihe nach erzählen.

Ich habe das Gymnasium besucht und war ein guter Schüler, was allerdings mehr meiner Intelligenz, als meinem Fleiß zu verdanken war. Mich interessierte das wenigste von dem, was man uns einpaukte. Oft hatte ich das bestimmte Gefühl, dies oder jenes weit besser zu wissen als der Herr Lehrer, und dieses Gefühl war berechtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Weltgebiete.

Von Müller-Wolf.

Nicht rohe Gewalt wird die Menschheit beherrschen, nicht schwärmerische Liebe. Denn rohe Gewalt stachelt Sklavenempörung

Schwärmerische Liebe mißkennt die Kraft, die Reute rafft.

Nicht rohe Gewalt, nicht schwärmerische Liebe wird die Menschheit beherrschen. Sondern machtvolle Nüchternheit: die wägt die Kräfte, zähmt die Gier, beugt den Trotz regelt die Richtung sammelt die Wucht, eint und ordnet.

Die Welt gehorcht nicht der Noheit, sondern der Gerechtigkeit, nicht der Begeisterung, sondern der Weisheit, nicht der Liebe, sondern der Kraft.

In Jahrtausenden.

Von H. C. Andersen.

Dieses kleine phantastische Zukunftsbild, das uns heute allerdings kaum noch phantastisch anmutet, ist in den wenigsten deutschen Andersen-Ausgaben enthalten. Es zeugt von dem Interesse, das der Märchen-dichter, dessen 50. Todeslag heute ist, allen technischen Dingen entgegenbrachte.

Ja, in Jahrtausenden kommen sie auf den Mägen des Dampfes durch die Luft über das Weltmeer! Amerikas junge Einwohner besuchen

das alte Europa. Sie kommen zu den Denkmälern hier und den versinkenden Ortschaften da, wie wir in unserer Zeit zu den versunkenen Herrlichkeiten Südasiens ziehen.

In Jahrtausenden kommen sie!

Die Themse, die Donau, der Rhein rollen noch; der Montblanc steht mit seinem Schneegipfel da, das Nordlicht leuchtet über den Ländern des Nordens, aber Geschlecht auf Geschlecht ist zu Staub geworden, alle die Mächtigen des Augenblicks vergessen, wie die, die jetzt bereits unter dem Hügel liegen: hier hat sich der wohlhabende Mehlhändler, dem der Grund und Boden gehört, eine Bank gezimmet, um dort zu sitzen und über das flache wogende Kornfeld hinwegzublicken.

„Nach Europa!“ heißt es bei Amerikas jungen Geschlecht. — „Zum Lande der Väter, dem schönen Land der Erinnerungen und der Phantasie, nach Europa!“

Das Luftschiff kommt; es ist überfüllt mit Reisenden, denn die Fahrt geht schneller als zur See. Der elektromagnetische Draht unter dem Weltmeer hat bereits telegraphiert, wie groß die Luftkarawane ist. Schon erblickt man Europa, Irlands Küsten sind es, die man sieht; aber die Passagiere schlafen noch. Sie wollen erst geweckt werden, wenn sie über England sind. Hier betreten sie Europas Boden, in Shakespeares Land, wie es bei den Söhnen des Geistes heißt; das Land der Politik, das Land der Maschinen, nennen es andere.

Einen ganzen Tag dauert der Aufenthalt hier, soviel Zeit hat dieses eilige Geschlecht, dem großen England und Schottland zu widmen.

Die Fahrt geht unter dem Kanaltunnel nach Frankreich, dem Lande Karls des Großen und Napoleons. Nolidre wird genannt, die Gelehrten sprechen von einer Klassiker- und romantischen Schule im fernen Alertium, und jubeln Helden, Dichter und Wissenschaftsmänner,

die unsere Zeit noch nicht kennt, aber geboren werden sollen im Krater Europas: Paris.

Der Luftdampfer überfliegt das Land, von dem Kolumbus ausging, in dem Cortes geboren ist und Calderon Dramen in wogenden Versen sang; schöne, schwarzäugige Frauen wohnen und wirken noch in den blühenden Tälern und in uralten Sängen gedenkt man des Eid und der Alhambra.

Durch die Luft über das Meer nach Italien, dorthin, wo das alte, ewige Rom lag; es ist ausgelöscht, die Campagna eine Wüste. Von der Peterskirche zeigt man einen einsamen Mauerrest, aber man bezweifelt seine Echtheit.

Nach Griechenland, um eine Nacht in dem teuren Hotel oben auf dem Gipfel des Olymp zu schlafen, damit man da gewesen ist; die Fahrt geht nach dem Bosporus, um dort einige Stunden zu ruhen und die Stätte zu sehen, wo Phyzang lag. Arme Fischer spannen ihre Netze dort aus, wo die Sage von den Gärten des Harems in der Türkenzeit erzählt.

Reste mächtiger Städte an der starken Donau, Städte, die unsere Zeit nicht kannte, werden überflogen, aber hier und da — den reichen Stätten der Erinnerung, denen, welche kommen, denen, welche die Zeit noch gebührt — hier und da läßt sich die Luftkarawane nieder und erhebt sich wieder.

Dort unten liegt Deutschland — das einmal von dem dichtesten Netz von Eisenbahnen und Kanälen umspannt wurde — Länder, in denen Luther sprach, Goethe sang und Mozart seinerzeit das Szepter der Löwe schwang. Große Namen leuchteten in Kunst und Wissenschaft, Namen, die wir nicht kennen. Ein Tag Aufenthalt für Deutschland und einer für den Norden, für das Vaterland Dersteds und Linnes, und für Norwegen, das Land der alten Helden und der jungen Norweger. Island wird auf der Heimfahrt mitgenommen; der Gehir ledet nicht

mehr, der Hella ist erloschen, aber als die ewigen Steintafeln der Sage steht die starke Felseninsel im brausenden Meere.

„In Europa ist viel zu sehen!“ sagt der junge Amerikaner, „und wir haben es in acht

Tagen gesehen, und das ist zu machen, wie der große Reisende“ — hier wird ein Name genannt, der ihrer Gegenwart gehört — „in seinem berühmten Werke: „Europa in acht Tagen“ gezeigt hat“.

Das Wunder im Comitatus Somogy.

Das Wunder ist des Glaubens liebste Kind

Es gibt in Europa ein Land, das noch heiliger sein möchte, als das „heilige“ Rom: das ist Ungarn. In den kleinen Dörfern mit den strohbedeckten Häusern, die in den großen ungarischen Ebenen verstreut liegen, herrscht noch heute der mittelalterliche Geist des dogmatischen Katholizismus. Die Einwohner dieser kleinen Dörfer, die weder eine Eisenbahn, noch eine Landstraßenverbindung haben, sind ungebildete, arme, kleine Bauern. Sie können zum größten Teile weder schreiben, noch lesen, noch rechnen. Ihre einzige geistige Kost ist die Sonntagspredigt in der katholischen Kirche. Und diese tut auch reichlich ihre Pflicht, wie sie das seit Jahrhunderten gewohnt ist, das heißt, sie beherrscht das ganze geistige Leben und ist somit unablässig bemüht, die Bauern in geistiger Anechtshaft zu erhalten. Nicht nur dafür sorgt sie, daß ihre Schäfchen ihr Seelenheil in Sicherheit wissen, sondern sie beeinflusst auch in hohem Maße ihre politischen Meinungen. So kommt es, daß in unserem „modernen“ zwanzigsten Jahrhundert die allermerkwürdigsten Erscheinungen zutage treten. Es vergeht kaum ein Vierteljahr, daß nicht irgend jemand in einem ungarischen Dorfe ein Wunder gesehen hat, ein richtiges Wunder, wie sie unsere Kreierei vor Tausenden von Jahren angeblich auch schon gesehen haben und wie sie in der Bibel niedergelegt sind. Das, was Mitte Juni dieses Jahres im Comitatus Somogy geschehen ist, übersteift aber an Stupidität alles bisher Dagewesene.

Zwei kleine, sanfte und fromme Gänsehüterinnen sahen eines Abends die Jungfrau Maria lebhaftig unter dem Bogen einer Brücke, die sich am Ende des Dorfes befindet. Die Nachricht von dem Erscheinen Marias verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Dorfe und in der nächsten Umgebung. Tausende kamen von weit her, um etwas zu erleben, um sich an der göttlichen Offenbarung zu weiden. Tausende stierten in das geheimnisvolle Dunkel des Brückengewölbes in Erwartung weiterer geheimnisvoller Dinge. Die außerordentlich große Spannung wirkte auf die Masse ganz absonderlich. Es war eine seltsame Mischung von Massen-hysterie und Autosuggestion. Sie sahen Fecht überall Wunder! Der Richter des Dorfes wurde angeblich stumm — die Krüppel und Siechen wurden plötzlich gesund — ein Maziensbaum trieb plötzlich aus, und noch andere staunenswerte Dinge beschäftigten die aufgeregten Gemüter.

Zu einer anderen Jahreszeit wäre die Sache langsam eingeschlafen, da aber die Ernte in Ungarn Ende Juni beginnt, wurden dadurch Tausende von gesunden Händen von der dringenden Feldarbeit abgehalten. Diese Unterbrechung und außerdem der Plan der Dorfbewohner, an der Wunderstelle eine Kirche zu errichten, veranlaßte die Behörden, der zweifelhaften Sache endlich nachzugehen. Es ist bezeichnend für die „Kultur“zustände in Ungarn, daß zur Untersuchung dieser geheimnisvollen Vorgänge tatsächlich eine Kommission, bestehend aus kirchlichen und weltlichen Gelehrten, zusammenberufen und unter Heranziehung des

Hauptarztes des Bezirkes beauftragt wurde, festzustellen, ob die Geschichte eigentlich wahr ist. Diese Kommission hat nun nach eingehenden Forschung (!) festgestellt, daß das Wunder samt seinen Nebenerscheinungen auf einer unschuldigen Lüge der beiden Gänsehüterinnen beruhte, was die fanatischen Anführerinnen auch zugegeben haben. Der Weihbischof des Bezirkes hat daraufhin ein Manifest erlassen, in dem das Folgende festgelegt war: „Der Richter des Dorfes ist nicht stumm geworden; die Krüppel und Siechen sind noch immer nicht gesund, und der Maziensbaum war schon lange vor dem Wundertage eingegangen. Die verhörten Zeugen sprachen von Erscheinungen, die schon sämtlich in der Bibel oder in den Geschichten der Heiligen vorgekommen sind.“ Am Ende seiner Rede führte der Bischof sämtliche Erscheinungen auf natürliche Ursachen zurück, auf dieselben Ursachen, aus denen heraus wir heute die biblische Geschichte und sämtliche Heiligen-Legenden erklären. Zuerst geschah es, daß ein Priester in hoher Position die Entstehung aller Wunder auf psychologische Ursachen zurückführte. In seinem Manifest bedauert er, daß die Hellscher sogar gegen die römische Kirche demonstriert haben, die nämlich die Echtheit dieses Wunders nicht anerkennen will.

Also ist die Kirche wieder einmal reingefallen.

Die Einwohner des Dorfes im Comitatus Somogy wollen aber auf ihre „Rechte“ nicht ohne weiteres verzichten. Vor ein paar Tagen brachte eine Deputation von 60 Dorfbewohnern dem Parlamentsabgeordneten ihres Bezirkes den Wunsch vor, ihnen den Bau der geplanten Kirche zu erlauben. Sie hätten schon 100 Millionen Kronen dazu gesammelt! Der Führer der Deputation war ein ehemaliger Kandidat bei den Parlamentswahlen (man denke!) und meinte ganz entrüstet, daß es doch unmöglich sei, den Gläubigen die Ehrung des heiligen Plazes, auf dem die Jungfrau Maria, Jesus und die Apostel erschienen sind, zu verbieten. Und am Ende seiner Rede brachte er zum Ausdruck, daß man die Gemeinde durch nichts von ihrer Ueberzeugung und ihrem Plane abbringen könne. Sie würde sich nicht einmal, wenn es darauf ankäme, vor dem römischen Papst beugen.

Jetzt bekommt die Kirche, was sie verdient. Der verblödete Bauer versteht nicht, daß die Kirche ihr Mäntelchen auch nach dem Winde hängen kann. Er bildet sich ein, die Kirche spricht auch heute noch jedes Wort heilig, wo vielleicht einem Geisteskranken einmal ein Wunder erschienen ist.

Am Ende werden wir den Spatz erleben, daß die katholische Kirche noch Aufklärungsarbeit unter den Bauern vornimmt, um nicht wieder in solche Zwidmühlen zu geraten. Die Pfaffen werden aber in Ungarn nicht auf ihre Rechnung kommen; denn der Glaube an die katholische Doktrin beruht bei den ungarischen Bauern nicht auf tiefem Erleben, sondern nur auf der bekannten Denksauheit. Die Tatsache aber, daß er keine eigene Scholle, kein Besitzrecht an Grund und Boden hat, wird auch ihn früher oder später zu einem Befreiungskampfe aufstacheln.

L. E. T. A. n.

Das Bein.

Auf dem Gehsteig der Rätnerstraße, dort, wo Verkehr und Chaos übereinstimmende Begriffe scheinen, liegt ein Bein.

Ein Menschenbein, aber doch aus Holz, Leder, Schienen, Federn und Schrauben.

Eine gewöhnliche Prothese also?

Nein. Dieses Bein ist mehr als eine Prothese! Es ist seinem Herrn nicht nur Diener, sondern auch — Ernährer! . . .

Da ist einmal die Invalidenrente. Freilich, der Invalide ist auch tuberkulös. Hochgradig tuberkulös. Aber das gilt nicht. Die Invalidenkommission muß das doch wissen. 1914 war er frontdiensttauglich. Folglich gesund. 1917 wurde er mit dem vernarbten Beinestumpf aus dem Spital „geheilt“ entlassen. Folglich auch damals noch gesund.

Daß er im nassen Schützengraben wochenlang lag, tagelang nichts zu essen hatte und die Frontdienststrapazen seine Gesundheit untergruben — das stand nicht in seinen Papieren. Daran glaubten die Herren nicht.

Aber an die Prothese mußten sie glauben. Die konnten sie nicht verleugnen.

So verdankt er also nur dem Beine seine Invalidenrente. Es ist zwar nicht viel. Aber immerhin doch ein sicheres Einkommen . . .

Dann — auch die bürgerliche Gesellschaft weiß, was sie ihren Verteidigern schuldet. Also gründete sie rasch einige Vereine und Vereinen. Alles pure Wohltätigkeit.

Dem Beine gelingt es auch, dort ab und zu für seinen Herrn eine „milde Gabe“ zu erbetteln . . .

Das übrige aber, was noch fehlt, um seinen Herrn von dem Verhungern zu schützen, bettelt das Bein auf der Straße zusammen.

Da liegt es dann abgeschuallt neben seinem Herrn auf dem schmutzigen Gehsteig.

Stumm. Und spricht doch eine Sprache, die manche der Vorüberfahrenden und auch Vorbeifahrenden in die Tasche greifen läßt . . .

So also ist das Bein seinem Herrn Ernährer. Und ist doch nur ein lebloses, totes Bein. Sonst — ich glaube, es würde eines Tages streifen. Und mit ihm die vielen hundert anderen Beine unserer Stadt. Und die aber- und abertausend Beine in Europa — auf der ganzen Welt . . .

Sie marschieren dann von Straße zu Straße, Stadt zu Stadt, Land zu Land. Ein endloser, schauerlicher Zug . . .

Karl Kienner.

Der Wunderrabbi.

In New York ist der berühmte Wunderrabbi von Sadagora, Friedemann, gestorben. Hier einige charakteristische Dialoge aus seiner gläubigen Gemeinde.

- Unser Rabbi spricht jeden Tag mit Gott.
- Das is nicht möglich.
- Der Rabbi hat es selbst gesagt.
- Wenn der Rabbi selbst sagt, daß er jeden Tag mit Gott redet, dann lügt er.
- Gott wird jeden Tag reden mit e Lügner.

— In unserem Rabbi ist gekommen eine Frau und hat geschrien: „Rabbi, komm schnell! Mein Mann is gestorben. Da mußt ihm zum Leben erwecken!“ Der Rabbi geht mit der Frau. Wie sie ins Sterbezimmer kommen, liegt da der tote Schmal, ganz gelb und steif. Der Rabbi schaut sich ihn gut an, dann sagt er zu der Frau: „Bring ein Glas Schnaps!“ Die Frau rennt hinaus, bringt einen Kümmerl. Der Rabbi hebt

das Glas, sagt zum Toten: „Rechajim, sollst leben!“ und trinkt aus. Der Tote rührt sich nicht. Der Rabbi sagt zur Frau: „Der Schnaps war nicht stark genug. Du mußt einen stärkeren bringen.“ Die Frau bringt einen Rottuszwola. Der Rabbi hebt wieder das Glas, sagt zum Toten: „Rechajim, sollst leben!“ trinkt wieder aus. Der Tote rührt sich nicht. Da sagt der Rabbi: „Du mußt einen ganz starken Schnaps bringen, den stärksten, den du hast.“ Die Frau rennt zitternd hinaus, bringt ein Glas Starke. Der Rabbi hebt das Glas, schaut den Toten fest an, sagt: „Rechajim, sollst leben!“ trinkt aus. Der Tote rührt sich nicht. Da dreht sich der Rabbi zur Frau um, die ganz blaß bei der Tür steht, und sagt: „Das heißt ich tot sein!“

— Zu unserem Rabbi ist gekommen ein Mann auf zwei Krücken. Der Rabbi sagt ihm: „Wirf die rechte Krücke weg!“ Der Mann tut, wie der Rabbi sagt, und fällt auf die rechte Seite. Da sagt der Rabbi: „Jetzt nimm die rechte Krücke und wirf die linke weg.“ Der Mann wirft die linke weg und fällt auf die linke Seite. Der Rabbi überlegt eine Weile, dann sagt er, „Jetzt wirf alle beide Krücken weg!“ Der Mann wirft beide Krücken weg und fällt auf den Bauch.

— Das ist doch kein Wunder!

— Ein Wunder ist es nicht, aber da war ich selbst dabei.

Die Frau im Sprichwort und Sinnspruch.

In einer Welt, in der alles wankt, bedarf es eines festen Punktes, auf den man sich stützen kann. Dieser Punkt ist der häusliche Herd; der Herd aber ist kein fester Stein, wie die Leute sagen, sondern ein Herz, und zwar das Herz einer Frau. Jules Michelet.

Des Mannes Sache ist es, zu verdienen; Sache der Frau, richtig auszugeben.

Michelet.

Das Bild einer sorgenden, zärtlichen, arbeitssamen, jungen Hausfrau schiebt sich in das häßlichste Mannesbild ein. Bogumil Wolh.

Ist eine liebe Frau im Haus
So lacht die Freude zum Fenster hinaus.
Alter Spruch.

Die Frau muß selber sein die Magd,
Soll's gehen, so wie es ihr behagt.
Sprichwort.

Aus Kartoffeln kann eine gute Hausfrau viele Gerichte machen. Sprichwort.

Wenn die Frauen tanzen, so hüpfen die Mägde. Sprichwort.

Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt. Sprichwort.

O, welch ein köstlich Kleinod ist eine wahre Hausfrau! Wo sie wirkt und schafft, da verweisen Jahrhunderte nicht die Zeugnisspuren. K o h l e r.

Da setz' ich dich, die Krone aller Frauen
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling seine Blüten streut,
Mit schöner Ammut mir das Leben schmücken
Und alles rings beleben und beglücken.
Schiller.

— Allerlei. —

Menschliches — Allzumenschliches. Im Jahre 1809, so lesen wir in der Zeitschrift „Das Theater“, war eine Theatergesellschaft in Kronstadt in Siebenbürgen, der es herzlich schlecht ging. Um sich herauszureißen, griff man zu einzelnen Benefizien, weil das Publikum bekanntlich dergleichen Aufführungen meist besser besucht. Unter anderen hatte auch ein Herr Viol Benefiz, der folgenden Theaterzettel verfaßte: „Kronstadt, den 10. Februar 1809. Zum Vorteil des Herrn Ignaz Viol und seiner 18jährigen Tochter Ludmilla: Mensch-aß und Neue, ein hier noch nie gegebenes Trauerspiel von dem Gefallenen Kothbue, unglücklichweise, dasselbe ist in fünf Akten verfaßt nebst einem Prolog, welchen Herr Viol zu End sequenz fallen wird.“ Der gedruckte Zettel enthielt noch dem Personenverzeichnis zugleich die Nachschrift: „Viele dringende Schulden setzen uns in die zwar angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiterreisen können. Ich spiele den Greis, meine Tochter die Eulasia, lassen Sie uns deshalb nicht untergehen! Menschen-aß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Neue, daß wir uns hierher verirrt. Wir bitten daher um Zuspruch. Es bleibt uns doch nichts übrig.“

Das Mumien-Puppenspiel der Jibaros-Indianer. Eine seltene Kunst ist den südamerikanischen Jibaros-Indianern eigen, die in den Urwäldern Ecuador's und des peruanischen Grenzgebietes leben. Sie überbieten die berühmten Skalpjäger der alten Abenturerromane, in dem sie nicht nur den Skalp, sondern den ganzen Körper ihrer Opfer aufbewahren. Da aber in ihren primitiven Sitten für diese Sammelobjekte nicht genügend Platz vorhanden, verkleinern sie die Körper ihrer eingeborenen oder weißen Feinde auf ein Minimum. Sie erheben das Knochengestalt durch ein Wurzelgestell, und verwandeln so einen ausgewachsenen Menschen in eine Puppe, deren Kopf nicht größer ist als eine Apfelsine. Dabei bleibt aber die Ähnlichkeit und eigentümliche Körperhaltung völlig bestehen; nur die Füße und Hände behalten ihre alte Größe. Die „Scientific American“, die eine Schilderung dieser seltsamen Sitte gibt, bildet u. a. den Körper eines auf diese Weise präparierten spanischen Offiziers ab.

— Heiteres. —

Die Haarode. „Schneiden Sie mir die Haare nicht zu kurz. Man könnte mich sonst für meine Frau halten.“ (Quotidien.)

Washbar und Regenschirm. Ein Kürschner verkauft einer Indianin einen Pelz. „Liebe Frau“, sagte er, „ich garantiere Ihnen, daß es ein echter Washbar ist, den Sie jahrelang tragen können.“ — „Wenn ich aber nun im Regen naß werde? Schad: das Wasser dem Pelz nicht? Wie wird er dann aussehen? Wird er nicht verderben?“ „Liebe Frau, haben Sie jemals einen Washbaren mit einem Regenschirm gesehen?“

Zukunftsbild. „Warum heiraten Sie noch immer nicht?“ — „Weil ich noch keine Wohnung habe!“ — „Da ziehen Sie doch einstweilen zu den Schwiegereltern.“ — „Ach, die wohnen ja selbst noch bei den Schwiegereltern.“

Unnötige Enthaltensamkeit. Der gefeierte Schauspieler, der zu einem Gastspiel in die kleine Stadt gekommen war, aß an der Abendtafel bei seinen Wirten, die ihn aufgenommen

hatten, nur sehr wenig. Auf die besorgte Frau der Hausfrau, ob es ihm nicht schmecke, erwiderte er, daß er vor dem Auftreten stets wenig zu sich nehme, weil er dann besser spielen könne. Die Hausfrau blieb zu Hause, um noch alle mögliche vorzubereiten, während der Gast die Vorstellung bewohnte. „Nun, wie war's?“ fragte die Frau, als ihr Gatte heimkam. „Hätte gar nichts essen dürfen“, lautete seine tonische Antwort.

— Rätsel-Gede. —

Kreuzworträtsel.

Hr. Salamon (Glatz).



Bedeutung der Wörter:

- I. Wa grecht: 1. Zeitalter. 2. Verhüttungsprodukt. 3. Stadt an der Donau. 4. Wort. 5. Abkürzung für Gulden. 6. Arab. Name. 7. Personl. Fürwort. 8. Aufschwemmungsprodukt. 9. Traube. 10. Stoß. 11. Raubzeug. 12. Maurerwerkzeug. 13. Südfrucht. 14. Staatswort des Orkes. 15. Stadt in Oberösterreich. 16. Vorwort. 17. Vorsilbe. 18. Nebenfluß der Donau. 19. Herrscherinsignium. 20. Bistum. 21. wie 15. 22. Wiener populäre Sängerin. 23. Anruf. 24. Stadt in Neuchâtel. 25. Griechische Göttin. 26. Hochplateau in Argentinien. 27. Modernes Militärgerät. 28. Stadt in Oberösterreich (Kirchenraub). 29. Böhm. „ja“. 30. Sprache.

- II. Seutrecht: 1 und 48. Zwei Ecken eines Würfels. 2. Wälder. 3. Chinesischer Borneo. 4. Abkürzung für den amerikanischen Staat. 5. Französischer Artikel. 6. Abkürzung für ein Wort. 7. wie 20. 8. Persönliches Fürwort. 9. Anfang und das Ende der Stadt Rom. 10. Chinesischer Kaiser. 11. Vorsilbe. 12. Organ. 13. Verbindung. 14. Chemische Schreibweise. 15. Musikinstrument (Schlagzeug). 16. Jügel. 17. poländisches Adelsprädikat. 18. hungrig. 19. Vorsilbe. 20. Teil des Unterarmes. 21. Arabischer Name. 22. Küchengerät.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kernrätsel: Jedem Garten eine Kappe. Alte Wahrheit: Verschleppen. Sehr einfach: Jeden, Eben.